

Zusammenfassung des Vortrags

„Naturliebe / Naturfremde: Was es bedeutet, ein Lebewesen zu sein? Wie kann Naturbeziehung zur Verlebendigung und Achtsamkeit beitragen?“

von Dr. Andreas Weber

(protokolliert von Marion Jaros, Wiener Umwelthanwaltschaft)

Weber beginnt mit seinen Erfahrungen im letzten Sommer in Berlin. Er nennt ihn einen Sommer des Sterbens, denn die große Trockenheit ließ das Blätterkleid vieler Bäume über Nacht vergilben. Wenn er die verdurstenden Bäume in seiner Umgebung mit Wasser versorgte, musste er sich nicht selten für die Entnahme von Wasser rechtfertigen. Er stellte bei vielen Menschen eine „Baumblindheit“ fest, die er zugleich als Seelenblindheit diagnostiziert.

Natur wird von uns üblicher Weise als etwas außerhalb von uns betrachtet. Sie hat uns einst hervorgebracht und wir nutzen sie nach unserem Gutdünken. Aber das Verständnis von Natur als reine Ressource, die wir entweder schlecht oder ökologisch und sparsam nutzen, sieht Weber als prinzipiell unzureichend und unzutreffend an.

Er beschreibt Natur als eine Sphäre der gemeinsamen Lebendigkeit, an der alle Wesen inklusive uns selbst sowohl körperlich als auch seelisch teilnehmen und in der alles miteinander verbunden ist.

Die Ökosphäre ist für ihn ein Raum sensibler, verletzbarer und begehrensvoller Gegenseitigkeit, in dem wir uns beständig befinden und der sich auch beständig in unseren Emotionen manifestiert. So ist der Lebensprozess anderer Wesen zugleich mein eigener seelischer Raum und Natur insgesamt nicht nur ein physischer, sondern auch ein seelischer Raum. Alles in der Natur verspürt eine Form von Hingezogenheit zu anderen Wesen. Wenn das Leben um uns stirbt - wie es diesen Sommer in Berlin spürbar geworden ist - so kann sich in Wirklichkeit niemand von uns in einen Raum außerhalb der Natur in Sicherheit bringen.

Diese Ansicht ist nicht bloße Bio-Poesie, sondern zugleich biochemisches Faktum. Denn durch den Zitronensäurezyklus wird die Materie, die wir als Nahrung und durch das Atmen aufnehmen, in unsere Zellen eingebaut. Die Wesen um uns werden so Teil unseres eigenen Körpers. Die Materie, die wir unter Zersetzung unseres eigenen Zellmaterials ausatmen, wird wiederum zur Nahrung für die Bäume um uns. Auf diese Weise verwandeln wir uns in der Biosphäre ständig ineinander. Es ist also auch wissenschaftlich und materiell gesehen falsch, dass die Natur da draußen ist. Wir bestehen aus der Welt, die durch uns hindurchgeht.

Und so ergibt sich ein intimes Verhältnis zwischen uns und den Bäumen, wie zwischen allen Lebewesen. Wir werden und sind die anderen in einer dauernden und beständigen Verwandlung ineinander. Ökosysteme sind ein großes Ganzes, in dem jeweils einzelne

hervortreten durch die Verwandlung der einen in die anderen.

Das Leben beruht dabei auf einer Paradoxie: Die Biosphäre ist ein großes Ganzes, in der jedes einzelne Wesen auf seine eigene Existenz als Individuum beharrt, und zugleich Teil einer ständigen Verwandlungskette ist. Um unser Streben zu verwirklichen, ein Individuum zu sein und zu werden, müssen wir unweigerlich an dieser Verwandlungskette teilnehmen, um uns spätestens am Ende des Lebens selbst wieder hinzugeben und Nahrung zu werden für andere.

Aus Webers Sicht wäre es unsere Aufgabe, dieses Prinzip des Lebendigseins zu übersetzen in unsere menschliche Kultur. Wie machen wir aus dem Prinzip des Lebens unsere eigene Lebenskunst?

Weber selbst erkennt in der Praxis des Lebendigseins eine Ähnlichkeit mit der Praxis der Liebe. Denn Liebe bedeutet für ihn: „Ich bin erst dann ganz ich selbst, wenn es einen anderen gibt, der genau dadurch, dass er ganz er selbst ist, mir die Erfahrung meines eigenen Existierens ermöglicht und mich im gegenseitigen Austausch reicher und fruchtbarer macht. Wie also organisieren wir unsere Beziehungen liebevoll?

Webers Antwort lautet: Indem wir durch und füreinander fruchtbarer werden. Dazu aber benötigt es das Interesse an der Lebendigkeit des anderen.

Im Ökosystem ist das Individuum darauf angewiesen, sich von den anderen zu ernähren, sich in sie zu verwandeln, um sich am Ende wieder den anderen als Nahrung hinzugeben. Insofern sind Ökosysteme eine Form von Liebesprozessen. Andererseits ist eine Liebespraxis, welche gegenseitige Fruchtbarkeit anstrebt, zugleich ein ökologischer Prozess. Hier hebt sich die Trennung von Innen und Außen, von Natur und Mensch auf.

Im Ökosystem wie in der Liebe wird man durch den anderen erst selbst. Dies mag auf den ersten Blick sehr lieblich klingen. Das ist es aber nicht. Denn wir sind wie alle Wesen sterblich. Im Sterbeprozess wird das Ausatmen von Nahrung für andere schließlich vollständig verwirklicht und wir werden vollständig zur Nahrung für anderes Leben. Sterben können heißt also, essbar zu sein. Und seelische Sterbeprozesse können durchaus schmerzhafter sein als der materielle Tod. Und so ist das Leben eine Herausforderung, die wir im Sinne unseres Wesens als Teil der Welt auch zu unserer persönlichen Lebenspraxis und Kultur machen können. Nur wer essbar ist, ist auch küßbar. Allein die eigene Essbarkeit gewährt Verbindung. Weber ermutigt uns in diesem Sinne: „Machen Sie sich essbar und machen sie sich küßbar, um wirklich in Beziehung zu sein!“

Auf die Frage, wie wir diese Erkenntnis über das Wesen des Lebendigseins auch in unserer konkreten Arbeit weitervermitteln können, antwortet Weber:

Wir können eine Kultur der Lebendigkeit pflegen, indem wir respektieren, dass Fruchtbarkeit erst durch Gegenseitigkeit entsteht. Dies bedeutet, Interesse an der Lebendigkeit des anderen zu haben und sich stets in den eigenen Alltagsentscheidungen zu fragen: Was produziert am meisten Lebendigkeit?

Zugleich müssen wir das aktuelle (Wirtschafts)System in dem wir leben, schnellstmöglich abschaffen. Denn es beruht nicht auf Gegenseitigkeit, sondern in ihm wird immer mehr von immer weniger Menschen auf Kosten der anderen verbraucht.

Die sofortige und tiefgreifende Reform des aktuellen Wirtschaftssystems haben zuletzt auch 6000 Wissenschaftler, die am jüngsten IPCC Bericht (im Oktober 2018 in Südkorea

präsentiertes Update des Intergovernmental Panel for Climatic Change) gemeinsam gefordert und nicht etwa irgendwelche Hippies.

Dazu müssen wir all denen, die am längeren Hebeln sitzen, diesen Hebel aus der Hand nehmen. Das alles ist keineswegs eine leichte Übung, sondern unbequem, aber zugleich auch schön. Das Schöne ist das Unbequeme.